

WENN DIE MILCH ZUM ZAHN WIRD

Sie vermitteln die Tücken des Tamilischen und analysieren die rätselhaften Hieroglyphen der alten Luwier. Sechs Porträts dokumentieren die Vielfalt der Sprachforschung und -lehre an der Universität Zürich. Von Paula Lanfranconi

URSULA GIGER

Vom isländischen Kunstmond

Sie hat den ganzen isländischen Sommer lang als Trekkingleiterin Flüsse durchquert und Berge bestiegen. Jetzt ist Ursula Giger zurück in ihrem anderen Leben als Lehrbeauftragte für Isländisch. Und doch glaubt man, ihre eisblauen Augen und die rötlichbraunen Haare



verströmten noch immer einen Hauch der wilden Insel. Die unkomplizierte schwedische Mentalität hatte es Ursula Giger schon als 17-jährige Austauschschülerin so angetan, dass sie nach der Matura irgendwo «da oben» arbeiten wollte. Skandinavien kannte sie schon, also sollte es Island sein. Der Zufall verschlug sie dann auf einen Bauernhof mit Guesthouse, hoch oben am Myvatn-See. Es war Juni, die Landschaft noch in tristem Winterbraun. Trotzdem sollte es einer von Ursula Gigers tollsten Sommern werden. Noch immer denkt die heute 34-Jährige fasziniert an jenen Abend in der Bauernküche zurück, an dem sie zum ersten Mal mit der alten isländischen Literatur in Kontakt kam. Man las aus einer Saga vor, einer mittelalterlichen Familiengeschichte: «Der Bauer, ein Automechaniker und ein Dirigent diskutierten nachher darüber – und zwar auf dem gleichen Niveau.»

Diese Belesenheit auch einfacherer Leute und die kaum existierenden Klassenunterschiede beeindruckten die junge Schweizerin. Obwohl sie wusste, dass man damit nicht gross Geld verdienen kann, studierte sie in Basel, Zürich und Reykjavik Nordistik und lernte Isländisch. «Als Schweizerin mit einem rollenden R», sagt sie, «hat man da Vorteile.» Und das deutsche Sprachgefühl helfe, sich rascher in die Struktur des Isländischen, einer nordgermanischen Sprache, einzudenken. Trotzdem bleiben Herausforderungen. Ein paar spezielle Laute zum Beispiel. Und der Wortschatz, der sich seit dem Mittelalter nur wenig verändert hat. Isländisch sei sehr puristisch, neue Wörter werden vom Isländischen Sprachrat umgehend ins Isländische übersetzt. «Manchmal», sagt Ursula Giger und lacht ihr perlendes Lachen, «gibt es da ulkige Sachen: Ein Satellit wird zum «Kunstmond» oder der Computer zur «Zahlenseherin.»» Zugleich ist Island längst Teil

der globalisierten Welt. Es gibt eine vitale Kunstszene. Auch deshalb sei Isländisch heute gefragt, stellt Ursula Giger fest. Ihre Studierenden sind angehende Nordisten, aber auch Leute, die die Sprache hobbymässig lernen. Sie selber verbringt jeden Sommer als Trekkingleiterin auf der Insel. Letztes Jahr blieb sie wegen einer Buchübersetzung wieder einmal auch im Winter. Eine dunkle Zeit voller Stürme sei es gewesen: «Ich schwor, nie wieder zu kommen!» Wenn man aber hört, wie leidenschaftlich sie von der Insel erzählt, mag man ihrem Schwur nicht recht glauben.

KONTAKT Ursula Giger, Lehrbeauftragte für Isländisch an der Abteilung für Nordische Philologie des Deutschen Seminars, gigerusch@bluewin.ch

GEORGE E. DUNKEL

Die Hieroglyphen der Luwier

Luwisch? Einem Laien würde George E. Dunkel sagen: «Luwisch ist eine Schwestersprache des Hethitischen. Alles klar?» Der Professor für Vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft lacht. Die Hethiter, schiebt er nach, waren ein kleinasiatisches Volk, das im zweiten Jahrtausend vor Christus ein Grossreich bildete und das zahlenmässig offenbar viel grössere Volk der Luwier beherrschte. Luwisch, so vermutet man, war die am weitesten verbreitete Anatolische Sprache. Einzige Zeugen dieser untergegangenen Sprache sind Ritualtexte, Inschriften und Siegel. Diese Zeugen geben indes spezielle Rätsel auf, denn die Luwier verwendeten neben der Keilschrift auch spezielle Hieroglyphen.

Warum sollen sich Indogermanisten just mit Luwisch befassen? «Weil es», sagt George E. Dunkel in amerikanisch gefärbtem Deutsch, «eine Art Gewürz ist für das Anatolische.» Denn Anatolisch, Sanskrit und Griechisch sind jene drei Sprachgruppen, die am nützlichsten sind für die Rekonstruktion der indogermanischen Sprachen. Dunkel ist vergleichender Linguist. Er betrachte, sagt er in seiner bilderreichen



tung! Diese Klarheit, die wunderbaren Texte.» Von da an sei für ihn klar gewesen, dass er sein Leben der Indogermanistik widmen werde, sagt Dunkel. Und wenn es nicht geklappt hätte, frotzelt er, hätte er eben in Kuwait Englisch gelehrt. Doch es klappte: Johns Hopkins, Princeton. Und dann, 1986, kam dieser Brief aus Zürich. «Damals war das der Olymp», sagt er. Dunkels Kerngebiet sind die Partikel: Adverbien, Konjunktionen, Präpositionen, Pronomina, die die Linguisten sonst in den Mülleimer werfen. Jetzt hat er ein Lexikon der indogermanischen Partikeln geschrieben. 700 Seiten: «Ein Standardwerk, für das man sich vielleicht an mich erinnern wird.»

KONTAKT Prof. George E. Dunkel, Ordentlicher Professor für Vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft, Indogermanisches Seminar, dunkel@indoger.uzh.ch

ANNEMARIE MERTENS Sanskrit, das indische Latein

Die Eingangstüre ist geschmückt mit Farbproduktionen indischer Gottheiten – Ganesha, flankiert von Lakshmi und Sarasvati. Auch in Annemarie Mertens Büro kontrastieren sparsam gesetzte indische Elemente amüsant mit dem Interieur der alten Zürcher Villa. Auf einem Tisch steht ein Krug mit duftendem indischem Gewürztee. Die 39-Jährige, das spürt man, ist mit Leib und Seele Indologin. Mit 15 schon ist sie auf dem Subkontinent gereist. Ihr Vater, erzählt sie, sei im Nebenjob zu seiner Altorientalistik-Professur Reiseleiter gewesen und habe sie gerne mitgenommen. «Ich war so beeindruckt von der Art, wie die Menschen ihre Religiosität lebten, dass mein Grossvater besorgt fragte: Ja Kind, bist du jetzt eine Hindu?»

Die Faszination blieb, die junge Frau begann mit 19 Indologie zu studieren. Das Sprachstudium stand im Vordergrund: Sanskrit, jene Sprache, in der die meisten Textquellen des antiken und mittelalterlichen Indiens verfasst sind und die für den Subkontinent etwa dasselbe bedeutet wie Latein für Europa. «Eine extrem systematische Sprache, man kann jedes Wort von einer Wurzel oder einem anderen Wort herleiten.» Eine flektierende Sprache, wie Latein und Griechisch, mit komplexer Gram-



matik und immensem Wortschatz, geschrieben mit 46 Buchstaben in Devanagari-Schrift. Für Annemarie Mertens ist die Sprache Mittel zum Zweck: «Mein Interesse gilt den Texten.» Die Quellen sind extrem reichhaltig, es gibt religiöse, philosophische, wissenschaftliche Texte. Sie erstrecken sich über 3000 Jahren und haben teilweise riesige Umfänge. Allein das Epos Mahabharata umfasst rund 100 000 Verse.

Sanskrit-Anfänger müssen zuerst Grammatik und Grundvokabular auf die Reihe bekommen. Für Postdocs wie Annemarie Mertens liegt die Latte um vieles höher. «Als Indologen ist es unsere Aufgabe, aus den Texten Kulturgeschichte zu rekonstruieren. Da geht es immer wieder auch um das Übersetzen, darum, mit Feingefühl die richtigen Konnotationen zu finden.» Also vor allem Arbeit im stillen Kämmer-

Sprache, das Luwische durch seine Homer und seine Rigveda-Brille und vergleiche die Sprache so mit ausseranatolischen Dialekten. Diese vergleichende Rekonstruktion sei die einzige funktionierende Zeitmaschine: «Sie bringt uns mit mathematischer Präzision zurück zu früheren, nirgends belegten Sprachformen.»

Man hört fasziniert zu, wie der Mann mit der pilzkopffartigen Frisur und der Rundbrille in lustvoller Eloquenz den Stammbaum der indogermanischen Sprachenfamilie nachzeichnet und dabei zurückgeht bis zum Cro-Magnon-Menschen. «Mein Sprachinteresse», sagt Dunkel, «ist früh geweckt worden.» Die Familie war aus Russland in die USA eingewandert. Zuhause sprach man russisch, in der Schule kamen Englisch und Latein dazu, im College Griechisch. Dann, mit 19 in Paris, Sanskrit. «Eine Erleuch-

lein? Da widerspricht Annemarie Mertens mit ihrer ganzen Leidenschaftlichkeit. Indologie sei für sie nicht nur das Studieren von Büchern, sondern auch das Hinaustragen des Wissens, zum Beispiel an die Volkshochschule. «Je globalisierter die Welt, desto wichtiger wird das Wissen um die kulturellen Hintergründe der Menschen, die sich da ständig begegnen.» Und das heisse auch, Vorurteile auszuräumen. Negative wie positive.

KONTAKT Dr. Annemarie Mertens, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Abteilung für Indologie des Indogermanischen Seminars, anndie@indoger.uzh.ch

EVELINE MASILAMANI-MEYER Tamilischer Singsang

Man erwartet Currydüfte, vielleicht einen Schrein mit hinduistischen Göttern. Doch die feingliedrige Frau, die die Besucherin in ihre Wohnung bittet, ist gebürtige Schweizerin. Ihr südindischer Name Masilamani ist angeheiratet und bedeutet «fleckloses Juwel». «Ein Anspruch», sagt Eveline Masilamani-Meyer lachend, «den ich an mich allerdings nicht stelle.» Auf dem Tisch liegen handbeschriebene Blätter mit sehr fremden Schriftzeichen. Tamil ist keine indogermanische, sondern eine dravidische Sprache und wird heute von knapp 70 Millionen Menschen gesprochen, hauptsächlich im südindischen Bundesstaat Tamil Nadu und auf Sri Lanka. Es ist so ziemlich alles anders als in den uns geläufigen Sprachen. «Eine der Schwierigkeiten», sagt die Indologin, «ist die Diglossie; man muss sozusagen zwei Sprachen lernen: die Schriftsprache und die Umgangssprache.»

Tamil kennt rund 300 Schriftzeichen sowie Zeichenkombinationen und auch viel mehr Vokale als das Deutsche. Diese Vokale muss man zudem in der richtigen Länge aussprechen, sonst wird aus dem Wort Milch plötzlich Zahn. Völliges Umstellen erfordert auch die Syntax, und für weitere Hürden sorgt das Verbalpartizip: Aus Deutsch «er kam gerannt» wird auf Tamil «er gerannt kam». Wie kommt man auf eine so fremde Sprache? «Durch Zufälle», sagt die Indologin. Aber auch durch Neugierde und Ausdauer, möchte man hinzufügen. Eveline Masilamani hat in Kanada Sprachwissenschaften und Altgriechisch studiert, später in Heidelberg Indo-

logie und Sanskrit. Auf Tamil stiess sie 1975, auf einer Indienreise. Tamil? Diese Sprache wollte sie unbedingt lernen. Aus dem einen Jahr in Tamil Nadu wurden mehrere, die junge Schweizerin forschte über Volksreligionen und verliebte sich in die vielen bunten Gottheiten.

Seither ist die tamilische Kultur mit ihrer zweitausendjährigen Literaturgeschichte aus Eveline Masilamanis Leben nicht mehr wegzudenken. Materielle Reichtümer sind damit allerdings nicht zu holen. Neben den Sprachkursen an der Universität verdient die 62-Jährige ihr Leben mit Privatstunden. Literarische Übersetzungen sind ihr Hobby. Leider, bedauert sie, werde die extrem reiche tamilische Literatur kaum ins Deutsche übertragen. «Aber ich bleibe dran!» Sie reist jedes Jahr nach Südindien, ist fasziniert von der Wärme und der «Exu-



berance» dort. Und von der Vielfalt der regionalen Dialekte: der freundlichen Ansprache im westlichen Tamil Nadu, der ruppigen Sprache von Madras, dem Singsang Tirunelvelis.

KONTAKT Eveline Masilamani-Meyer, Lehrbeauftragte für Tamil am Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaft, evelinelisa@yahoo.com

CHARLOTTE SCHWERI LITSCHER Schafe zählen auf Mykenisch

Griechisch, sagt die junge Frau im schwarzroten Ringpulli, sei schon am Gymnasium ihre Lieblingssprache gewesen. Besonders die Grammatik hat es ihr angetan: «Diese morphologische Regelmäßigkeit, diese Systematik der Laute und Formen», sagt Charlotte Schweri Litscher und in ihrer Stimme schwingt so etwas wie Leidenschaft mit. An der Universität kam dann Mykenisch hinzu. Mykenisch – das war ursprünglich ein Haufen von Tontafeln, zutage gefördert Anfang des 20. Jahrhunderts vom englischen Archäologen Arthur Evans in den Palastarchiven von Knossos und später auch in Pylos und anderen mykenischen Burgen. Zuerst glaubte man, die Tafeln seien in einer unbekannteren kretischen Sprache verfasst. Erst 1952, nach der Entzifferung der so genannten Linearschrift B, stellte sich heraus, dass man auf die älteste bekannte Form des Griechischen gestossen war. Gesprochen wurde diese Sprache während der mykenischen Ära, also zwischen dem 16. und 12. Jahrhundert v. Chr. auf dem Festland und auf Kreta.

«Das Archaische», sagt Charlotte Schweri Litscher, «ist das eigentlich Faszinierende am Mykenischen, weil man daraus frühere Stadien des Griechischen rekonstruieren kann.» Die Silbenfolgen sind oft mehrdeutig; ihnen etwas Sinniges abzugewinnen ist eine wissenschaftliche Herausforderung. Von den 90 Silbenzeichen sind denn auch erst rund 75 entziffert. Inhaltlich, räumt die 30-jährige Doktorandin ein, sei der mykenische Textkorpus etwas mager. Es sind hauptsächlich Inventarlisten: soundso viele Schafe, soundso viele Fässer Oliven. Und doch haben diese sprachlichen Momentaufnahmen etwas Transzendentes. Denn die Tontafeln dienten bloss als eine Art Notizzettel, die man am Ende des Wirtschafts-

jahres in eine vermeintlich dauerhaftere Form überführte. Und doch waren es just die Tontafelchen, die – gehärtet durch Feuersbrünste – als einzige schriftliche Zeugen die Zerstörung ihrer Kultur überlebten.

Mykenisch macht nur einen kleinen Teil von Charlotte Schweri Litschers Arbeit aus. Es ist aber immer die Grammatik, die sie fasziniert, die Art und Weise, wie eine Sprache funktioniert und wie sie zu anderen Sprachen steht. Dass damit nicht viel Geld zu verdienen ist, ist ihr egal. «Für diesen Beruf gibt es keine ernsthafte externe Motivation. Man muss es einfach wissen wollen!» Hat ihre Arbeit Auswirkungen auf den Alltag? Sie schmunzelt. «Manchmal, wenn ich meinen Einkaufszettel flüchtig geschrieben habe, stelle ich mir vor, wie sich die Linguisten in 4000 Jahren über den Fund

beugen und darüber rätseln, was diese Abkürzungen wohl bedeuten könnten.»

KONTAKT Charlotte Schweri Litscher, Lehrbeauftragte für Mykenisch am Indogermanischen Seminar, schweri@indoger.uzh.ch

LUDWIG RÜBEKEIL Archaisches Gotisch

Das Wort Faszination kommt ihm nicht so leicht über die Lippen. Er mag es lieber, wenn die Studierenden die alten Sprachstufen aus persönlicher und emotionaler Distanz betrachten: «Das schult die analytischen Fähigkeiten.» Für Ludwig Rübekeil selbst ist Gotisch eher ein Baustein in einem logischen Spiel. Ursprünglich begann er Germanistik an einer Pädagogischen Hochschule zu studieren, doch er realisierte rasch, dass der Lehrerberuf nicht sein Ding ist: «Ich sehe mich in der Lehre eher als Gleicher unter Gleichen.» Ihn interessierte die Sprachgeschichte. Da gelange man schnell zum Gotischen, weil es die älteste bezeugte germanische Korpusprache ist.

Gotisch ist eine Sprache mit archaischer Struktur, aber von grosser Durchsichtigkeit. Eigentlich leicht zu lernen. Wenn es die vielen grammatikalischen Kategorien nicht gäbe. Und die Flexionssilben, die Wortbildungssilben, die langen Suffixe: Was im modernen Deutsch -er heisst, lautet, zum Beispiel, im Gotischen -areis, deutsch Fischer entspricht also gotisch fiskareis. Sprecher gibt es längst keine mehr. Historisch belegt ist, dass der germanische Stamm der Goten im ersten Jahrhundert n. Chr. im Gebiet der Weichselmündung lebte. Im Verlauf der Spätantike teilte er sich dann auf in die Visigothi und die Ostrogothi, was so viel bedeutet wie gute beziehungsweise glänzende Goten. Einziges grosses Textkorpus ist die Wulfila-Bibel: Zum Zweck der Verkündigung übersetzte der gotische Bischof Wulfila im 4. Jahrhundert n. Chr. die Bibel ins Gotische und entwarf eine eigene, vorwiegend auf dem Griechischen basierende Schrift.

Gotisch ist der Exot unter den germanischen Sprachen, ein Reiz, der viele müde Germanistikstudierende wieder munter macht. «Gotisch», stellt Ludwig Rübekeil fest, «hat eine Filterwirkung: Am Ende des Kurses zeigt sich, wer gewillt ist, sich mit einer ganz andersartigen Sprache



auseinanderzusetzen, Querlinien zu und Einflüsse von anderen Sprachen zu finden.» Dem Interesse am Gotischen sei es auch zu verdanken, dass das Fach Vergleichende germanische Sprachwissenschaft in den letzten zehn Jahren in Zürich wieder aufblühte. Wenn Professor Rübekeil von seinen Studierenden spricht, kommt Glanz in seine Augen. Ehrgeiziger seien sie und initiativer als anderswo, lobt er. «Sie haben eine aktive Fachschaft, es gibt einen Stammtisch, an dem ich manchmal teilnehme.» Ansonsten weiss der Rübekeil Beruf und Privatleben zu trennen. Er höre, verrät er, extrem gerne alte Musik und laufe viel. «Am liebsten in der Natur, das ist sehr befreiend.»

KONTAKT Prof. Ludwig Rübekeil, Titularprofessor für Vergleichende germanische Philologie am Deutschen Seminar, ludwig.ruebekeil@ds.uzh.ch

